

RACHEL MORRISROE

FELIX GREEN

Geisterseher und
Geheimagent

Aus dem Englischen
von Barbara Lehnerer

dtv



KAPITEL 1

Es ist sein Blick, der mich wie ein Schlag in den Magen trifft. Ich habe diesen Blick so oft gesehen, dass ich ihn überall erkennen würde. Als ich Seb anspreche, blähen sich seine Nasenflügel leicht auf. Seine grünen Augen sind vor Angst aufgerissen und er starrt suchend über meine Schulter, ob jemand in der Nähe ist, der ihm helfen kann.

Seb Thompson ist mindestens zehn Zentimeter größer als ich und auch ein ziemliches Stück breiter. Als Star des Basketballteams an unserer Schule könnte er mich mit einem Nieser umpusten. Und trotzdem hat er panische Angst vor mir.

Ich blicke auf den Boden und versuche, mich kleinzumachen. Ich möchte wirklich niemanden erschrecken, aber ich habe festgestellt, dass es wohl dazugehört, wenn man in die Zukunft sehen kann.

»Es tut mir leid, Seb«, sage ich leise. »Ich will dir keine Angst machen. Aber dir wird heute nach der Schule etwas passieren. Dir wird jemand wehtun und deine Tasche klauen. Können deine Eltern dich später abholen?«



Sebs Augenbrauen zucken nervös und auf seiner Oberlippe bilden sich Schweißperlen. Er sieht mich an wie ein Reh im Scheinwerferlicht.

Ich fühle mich schrecklich. Aber ich kann auf gar keinen Fall mit dem Wissen leben, dass jemand verletzt wird, ohne dass ich etwas dagegen unternehme.

Das habe ich schon einmal getan.

Und es darf mir nie wieder passieren.

»Seb, alles gut?«, höre ich Jacob Tolleys Stimme hinter mir.

»Ich ... ich weiß nicht ...«, sagt Seb. »Felix ... benimmt sich schon wieder so komisch.«

»Hey, lass ihn in Ruhe!« Jacob versetzt mir einen Stoß an die Schulter. »Wir haben die Schnauze voll von dir – du FREAK!«

»Bitte«, sage ich zu Seb und merke selbst, wie verzweifelt meine Stimme klingt. »Pass heute Abend einfach auf, wenn du nach Hause gehst, okay?«

»Drohst du ihm etwa?« Jacob schubst mich noch mal. »Komm ihm bloß nicht zu nah, sonst bist du ein toter Mann, Green!« Er legt Seb die Hand auf den Rücken. »Lass uns hier abhauen.«

Sie drehen sich um und gehen weg, aber Seb wirft noch schnell einen Blick zurück. Ich glaube, er will sichergehen, dass ich ihnen nicht folge.

Es ist so: Irgendwie verstehe ich es. Ich weiß, wie das alles klingt. Ich weiß, warum mich alle in meiner Schule für einen Lügner halten. Weil jedes einzelne Ereignis, vor dem ich die Leute gewarnt habe, eingetreten ist. Und wenn ich ehrlich bin, würde ich mir auch nicht glauben.

Alles begann mit meinem Grandad Jim, als ich fast elf Jahre



alt war. Da warnte er mich, dass Mum und Dad bei einem Verkehrsunfall ums Leben kommen würden. Er hielt meine Hand und ich sah alles so klar vor mir wie am hellen Tag, aber so bedrohlich wie in einem Albtraum. Unser Auto, das auf eine Eiche zufährt. Die Windschutzscheibe, die in eine Million Scherben zerspringt, als sich der Wagen überschlägt. Das überwältigende, grauenhafte Gefühl, dass es meinen Eltern schlecht geht.

Es ist jetzt ein Jahr her, als ich die beiden anflehte, das Haus nicht zu verlassen. Ich versuchte, Mum davon zu überzeugen, dass etwas Furchtbares passieren würde und sie und Dad in Gefahr wären, aber sie meinte, wahrscheinlich wäre ich beim Fernsehen nur wieder mal eingeschlafen und hätte schlecht geträumt. Da sagte ich ihnen, dass Grandad Jim mich gewarnt hätte.

Aber Mum legte mir die Hand auf die Stirn und meinte, wahrscheinlich würde ich Fieber bekommen. Bestimmt hatte sie recht – es klang ja auch logisch. In der Nacht zuvor hatte ich ziemlich stark geschwitzt. Krank zu werden, war eine viel überzeugendere Erklärung als diese unvorstellbar schreckliche Sache, die sich in meinem Kopf abspielte. Gran saß bei mir, als sie aufbrachen.

Grandad war auch da. Er hatte die Augen weit aufgerissen vor Angst.

Mum und Dad sagten mir, dass sie mich lieb hätten und bald wieder zurück wären. Dad meinte, ich solle schlafen gehen. »Bis zum Spiel am Samstag muss es dir unbedingt besser gehen, Felix – da ist das Manchester Derby!«

Mum gab mir einen Kuss auf die Wange, ein paar Strähnen ihrer dicken, widerspenstigen Haare streiften mein Ge-



sicht und ich konnte ihr nach Blumen duftendes Parfum riechen.

Ihre Schritte wurden leiser.

Die Tür schlug zu.

Der Motor sprang an.

Ich schlief.

Um 23:54Uhr klopfte es an unserer Haustür.

Noch bevor Gran sie öffnete, wusste ich, worum es ging.

Es war die Polizei.

Gran sank wie eine Stoffpuppe auf dem Boden zusammen, als sie es ihr sagten. Wie ich reagiert habe, weiß ich nicht mehr.

Danach begann Grandad Jim, mich auch vor anderen Situationen zu warnen. An der Kletterwand in der Turnhalle seien einige der oberen Stangen lose. Chris Lennon werde runterfallen und sich ein Bein brechen. In der Schulmensa werde es verdorbenes Hühnchen zum Mittagessen geben und die halbe Schule werde sich eine Lebensmittelvergiftung holen. Ich begann, den Leuten seine Botschaften mitzuteilen und sie vor dem, was passieren würde, zu warnen. Und wenn es dann so weit kam, sagten sie, die einzige Erklärung dafür sei, dass ich dahinterstecke.

»Bedrohliches und aggressives Verhalten.« So nennt mein Direktor es. Ich bin so oft in Mr Purcells Büro, dass man meinen könnte, ich würde dort wohnen. Er hat mir eine Verwarnung nach der anderen erteilt. »Noch *ein* Vorfall«, fuhr er Grandma an, nachdem ich Lily Vance gewarnt hatte, dass sie sich die Finger in der Bibliothekstür einklemmen würde – und zwar, kurz bevor es dann wirklich geschah. »Noch *ein* weiterer Vorfall und ich werde Felix von der Schule ausschließen müssen.«



Mein Verhaltensprotokoll liest sich, als wäre ich auf der Überholspur ins Gefängnis. Die Gerüchte verfolgen mich wie Wespen. Schon beschwerten sich die ersten Eltern. Lehrer gehen mir aus dem Weg, wenn ich ihnen im Gang begegne. Und meine Klassenkameraden sehen mich genauso ängstlich an wie gerade eben Seb.

Felix Green kann jeden Moment ausflippen.

Felix Green hat die Stangen gelockert – und Chris ist runtergefallen –, der Typ hat doch ein Rad ab.

Felix Green hat etwas ins Mensaessen getan – diesen Jungen muss man einsperren und den Schlüssel wegwerfen.

Felix Green hat absichtlich Lilys Hand in der Tür eingeklemmt – der ist doch wahnsinnig.

Felix Green wusste, dass seine Eltern sterben würden – ich wette, er hat was mit dem Motor des Autos gedreht –, was für ein Psycho.

Felix Green ist ein Freak.

Felix Green ... Geisterjunge.

Wenn ich sie so reden höre, zucke ich zusammen. Aber mit der letzten Bezeichnung haben sie recht.

Mein Grandad Jim – der Vater meiner Mum – starb schon vor vielen Jahren, als sie noch ein kleines Mädchen war.

Mein Grandad Jim ist ein Geist.





KAPITEL 2

Am nächsten Morgen werde ich zu Mr Purcell gerufen. Der Direktor meiner Schule ist ein sehr großer Mann mit krausen Haaren und einer Hautfarbe wie ein Schinkensandwich. Er trommelt mit seinen Wurstfingern auf den Schreibtisch und presst dabei den Mund so angewidert zusammen, als würde er einen ganzen Zitronenhain aufsaugen.

Grandma ist auch da. Ich glaube, seit sie gestern Abend den Anruf mit der Aufforderung für das heutige Treffen bekam, ist sie noch grauer geworden. Sie tätschelt mir aufmunternd das Knie und sieht mich mit ihrem *Alles-wird-gut-Blick* an. Schuldgefühle regen sich in mir. Ich muss der am schwierigsten zu erziehende Zwölfjährige aller Zeiten sein. Immer wieder enttäusche ich meine Großmutter und ich hasse es. Sie allein trägt die ganze Verantwortung und ist ständig erschöpft von den unzähligen Schicksalsschlägen, die ihr das Leben versetzt hat.

Mr Purcell räuspert sich laut, er will das Treffen eröffnen.

Natürlich weiß ich ganz genau, worum es gehen wird.

»Felix«, sagt Mr Purcell, »wie dir sicher bewusst ist, wurde



Seb Thompson gestern Abend im Park überfallen. Man hat ihm seine Tasche gestohlen und jetzt liegt er mit einem komplizierten Handgelenkbruch im Krankenhaus. Sein Bruder sagte, eine vermummte Person habe ihn auf den Kopf geschlagen und seine Sachen gestohlen. Und Seb und Jacob haben beide bestätigt, dass du ihn gestern in der Mittagspause exakt damit bedroht hast.«

»Nein ... ich ... ich habe sie doch nicht bedroht ... Ich habe sie davor gewarnt«, stammele ich. »Ich ... ich habe ihnen nur gesagt, was passieren wird ... Ich hatte es am Tag zuvor in einer Vision meines Großvaters gesehen ...«

»Das reicht!«, schnauzt Mr Purcell mich an. »Ich dulde keine einzige deiner niederträchtigen Lügen mehr. Ich verstehe, was du durchgemacht hast, Felix. Und es tut mir auch aufrichtig leid um deine Eltern. Aber dein Verhalten stellt eine Gefahr für die anderen Schüler dieser Schule dar.«

Dass er meine Eltern ins Spiel bringt, schnürt mir die Kehle zu. Und dass er auch noch ihren Tod für Dinge verantwortlich macht, die er ungerechterweise mir anhängt, macht mich total wütend. Ich balle die Hände, presse sie aber fest auf die Knie und versuche, meine Wut in den Griff zu kriegen, indem ich ruhig atme.

Mr Purcell sieht Grandma an. »Es tut mir leid, Mrs Ross«, sagt er, »aber wir haben keine Wahl. Felix kann den Unterricht an dieser Schule nicht fortsetzen.«

»Wenn mein Enkelsohn eins nicht ist«, sagt Grandma sehr bestimmt, »dann ein Lügner. Klären Sie erst mal, was wirklich passiert ist, bevor Sie beschließen, ihn von der Schule zu verweisen. Ich hoffe aufrichtig, dass es Seb gut geht, dem armen Kerl. Aber es war nicht mein Felix, der ihn verletzt hat!«



»Und wie erklären Sie sich dann diese Ereignisse?«, fragt Mr Purcell. »Wollen Sie mir etwa sagen, dass Sie auch an seine Geistergeschichten glauben?«

Grandma öffnet und schließt den Mund, als müsste sie überlegen, was sie antworten soll. Ich weiß nicht, ob sie mir das mit Grandad ganz abnimmt, aber sie möchte es gerne – das kann ich in ihren Augen sehen. Sie fragt mich doch immer »Hat er mir etwas ausrichten lassen?«. Oder »Sag ihm, dass ich ihn liebe, ja? Sag ihm, dass ich ihn vermisse«. Aber so funktioniert es nicht. Grandad setzt sich einfach auf meine Bettkante, hält meine Hand und dann schwebt die Vision in meinen Kopf. Wahrscheinlich ist es so etwas wie eine Prophezeiung oder Vorahnung. Ein geisterhafter Blick in die Zukunft.

»Sie geben mir also recht, Mrs Ross?«, sagt Mr Purcell schließlich. »Uns bleibt tatsächlich nichts anderes übrig. Felix wird noch heute die Graystone High School verlassen und auch nicht mehr hierher zurückkehren.«

Mir wird ganz schlecht, als ich sehe, dass diese Nachricht Grandma wie ein Hammerschlag trifft. Für mich wäre es, ehrlich gesagt, kein großer Verlust, nicht mehr in die Schule zu gehen. Meine Lese-Rechtschreib-Schwäche hat nämlich zur Folge, dass ich zu vielen Fächern gar keinen richtigen Zugang finde, und meine Lehrer haben alle zu viel Angst, um mir wirklich zu helfen. In den letzten Monaten habe ich mich irgendwie durchgeschlagen, immer verfolgt von misstrauischen Blicken und dem ständigen Gefühl zu versagen. Nichts wäre mir lieber, als endlich von hier wegzukommen, aber das möchte Grandma nicht. Und dass es ihr gut geht, ist für mich wichtiger als alles andere auf der Welt.

»Positiv zu vermerken«, unterbricht Mr Purcell meine Ge-



danken, »ist allerdings, dass wir diese Situation schon vorhergesehen und Pläne gemacht haben, damit Felix eine andere, geeignetere Schule besuchen kann, die seinen Bedürfnissen eher entspricht. In Kürze wird jemand hier eintreffen, der ein Gespräch mit ihm führen möchte. Felix kann sich glücklich schätzen, dass wir das einrichten konnten.«

Ich kann mich vor Wut kaum zurückhalten. Von allen Adjektiven, mit denen ich diese Situation beschreiben würde, ist *glücklich* ungefähr das letzte auf der Liste.

Purcell hebt eine seiner buschigen Augenbrauen und sieht mich an. »Es muss eine solche Erleichterung für Sie sein, Mrs Ross«, fährt er mit aalglatter Stimme fort, »dass es für Felix vermutlich einen Platz an der Sparkleton High School geben wird – einer Einrichtung, deren einziges Ziel es ist ... nun ja ... herausfordernde Schüler zu unterrichten.«

Grandma erstarrt. Wenn Blicke töten können, wäre Purcell jetzt erledigt.

»Lydia Amaechi, die Sie heute noch kennenlernen werden, ist eine der erfahrensten Lehrerinnen an dieser Londoner Schule.«

Mein Herz rutscht mir in die Hose. Am liebsten würde ich ihn anschreien: *London? Haben Sie nicht mehr alle? Ich kann nicht nach London ziehen! Ich lebe hier, bei meiner Großmutter!*

Purcell redet immer noch, meine Verzweiflung geht voll an ihm vorbei. »Sie besitzt ausgezeichnete Zeugnisse als Spezialistin für das Unterrichten eher problematischer Kinder«, sagt er, ohne Grandmas tödlichen Blick zu bemerken. »Und sie kam sogar auf uns zu. Offenbar nimmt man dort schwierige Kinder von Schulen aus dem ganzen Land auf – eine spezielle Einrichtung der Regierung.«



Ich schlucke das mir inzwischen so vertraute Schamgefühl runter und blicke zu Boden. Hätte ich für jedes Mal, wenn ich als »schwierig«, »herausfordernd« oder »problematisch« bezeichnet wurde, Geld bekommen, würde ich längst in einer Villa in New York leben.

»Das ist *die* Chance, deinen guten Ruf wiederherzustellen, Felix«, sagt Purcell jetzt zu mir. »Nutze den heutigen Tag. Beeindrucke Miss Amaechi, indem du Verantwortung für dein Verhalten übernimmst und aufhörst zu lügen – nutze diesen Neuanfang als Gelegenheit, dich zu bessern.«

»Sie täuschen sich in mir!« Jetzt schreie ich wirklich. Ich schreie einen Lehrer an! Das kann nicht gut gehen, aber das alles hier ist so unfair und meine Gefühle brechen aus mir hervor wie heiße Lava. Ich schiebe meinen Stuhl so heftig zurück, dass er krachend zu Boden fällt. Mr Purcell sieht schockiert aus.

»Na, na, na!«, sagt Grandma und legt ihre Hand auf meine, um mich zu beruhigen. »Heb deinen Stuhl wieder auf, Felix«, sagt sie. »Und setz dich. Das kannst du besser.«

Und schon wieder fühle ich mich schuldig. Ich tue, was sie sagt, werde aber rot vor Wut und Scham.

Im gleichen Moment klopft es an der Bürotür, die Sekretärin führt Lydia Amaechi in den Raum und stellt sie uns vor. Miss Amaechi trägt einen grünen Trainingsanzug mit drei Streifen und hat schulterlange Afrolocken. Für eine Toplehrerin mit jeder Menge Erfahrung im Umgang mit »schwierigen« Schülern kommt sie mir sehr jung vor. Wirklich *SEHR* jung. Ich würde sagen, sie ist nur ein paar Jahre älter als ich. Manchmal lässt sich das Alter von Menschen ja schwer schätzen, aber sie danach zu fragen, wäre unhöflich, also sage ich lieber nichts.



Miss Amaechi macht einen Schritt auf mich zu, strahlt mich an und hält mir ihre Hand hin. »Freut mich sehr, dich kennenzulernen, Felix«, sagt sie.

Ich erwidere ihren Händedruck nur zaghaft. »Freut mich auch.«

»Schön, Sie können dann mein Büro nutzen, um sich kennenzulernen. Viel Glück!«, sagt Mr Purcell und dann leiser zu Miss Amaechi: »Das werden Sie bei dem hier auch brauchen.« Er hebt die Hand, winkt ihr über die Schulter zu, als wollte er sagen: *»Der ist jetzt Ihr Problem«*, und die Tür fällt hinter ihm ins Schloss.

Miss Amaechi wendet sich an Grandma. »Sie können Felix für das Interview mit mir allein lassen, Mrs Ross, wenn das für Sie in Ordnung ist? Möchten Sie vielleicht am Empfang warten? Dann bleiben wir hier.«

Grandma zögert. »Kommst du auch zurecht, Felix?«

Ehrlich gesagt bin ich mir da nicht sicher. Aber ich will sie nicht noch mehr beunruhigen und sage: »Na klar – bis gleich.«

Grandma nimmt ihre Sachen und verlässt hinter Purcell den Raum. Miss Amaechi sieht mich an und grinst.

»Gut«, sagt sie und setzt sich auf einen der Stühle, die um einen Tisch herum gruppiert sind. »Deine Großmutter scheint ja echt nett zu sein, aber ich bin froh, dass Purcell gegangen ist. Er hat mir gestern das Ohr abgekauht, als ich ihn anrief. Er kann kein Ende finden, stimmt's?«

Ist das ein Trick? Ich weiß nicht, was ich sagen soll, deshalb zucke ich nur mit den Schultern und sehe auf meine Schuhe.

»Felix«, sagt Miss Amaechi, »was, wenn ich dir sagen würde, dass du nicht der einzige junge Mensch bist, der ... *anders* ist?«



Ich erstarre, denn ich kann jetzt schon sehen, worauf das Ganze rausläuft. »Ich weiß, Miss Amaechi«, sage ich seufzend. »Es gibt viele Menschen mit Legasthenie, die richtig erfolgreich sind ... und ...«

»Bitte sag Lydia zu mir«, unterbricht sie mich. »Mit Förmlichkeiten kann ich nichts anfangen. Und es geht mir auch nicht um deine Legasthenie. Die ist deine größte Stärke ...« Sie bemerkt meinen verblüfften Ausdruck, spricht aber weiter. »Felix«, sagt sie leise. »Ich weiß, dass du bestimmte Dinge siehst ... in Visionen. Ich weiß, dass du Vorahnungen gehabt hast. Und ich weiß auch, dass du« – sie beugt sich näher zu mir und flüstert – »Geister sehen kannst.«

Da haben wir's. Operation *Reparieren wir das kaputte Gehirn dieses Jungen* kann starten. Purcell hat ihr offensichtlich alles erzählt. Ich versuche, es zu erklären. »Ich ... ich sehe wirklich Ereignisse voraus. Es ist ... mein Großvater ... Er besucht mich, um mir bestimmte Dinge mitzuteilen. Ich weiß nicht, warum das passiert und wieso ich es kann, aber ich schwöre, ich sage die Wahrheit.« Die Worte strömen nur so aus mir heraus und schon spüre ich das Jucken am Hals – rote heiße Flecken, die sich bei Stress bis zum Kinn ausbreiten. Als Lügner bezeichnet zu werden, wenn man die Wahrheit sagt, ist einfach nur ätzend.

Lydia hebt eine Hand, um mich zu stoppen, und grinst. »Ich glaube dir, Felix.«

»Wirklich?« Ich sehe sie misstrauisch an.

»Ja, tue ich«, sagt sie entschieden. »Und ich möchte es dir beweisen, okay?«

Ich nicke.

»In genau dreißig Sekunden«, sagt sie, »wirst du das Tele-



fon am Empfang läuten hören. Dann wird ein Junge namens Billy Wainwright den Gang entlangrennen, an die Glasscheibe klopfen und dir die Zunge rausstrecken. Mr Purcell wird rufen: *»He, Billy, geh sofort zurück in den Unterricht!«* Danach wird er den Kopf bei uns reinstecken und sagen: *»Tut mir leid für die Störung. Lauter Chaoten hier.«* Die Sekretärin wird Mr Purcell, noch während er drüben in der Tür steht, zurufen: *»Mr Purcell, das war gerade Ihre Frau am Telefon. Sie möchte wissen, ob Sie das Entwurmungsmittel für die Katze abgeholt haben. Und sie meinte, wenn die Katze Würmer hat, ist es gut möglich, dass die ganze Familie auch welche hat, deshalb schauen Sie doch auf dem Rückweg von der Schule bitte in der Apotheke vorbei und besorgen ein Medikament, denn sie meint, das könnte Ihren juckenden Po von heute Morgen beim Frühstück erklären.«* Bevor Purcell sich entschuldigt und geht, wird er sehr rot werden, was wir beide sehr genießen, und dann wird er, weil er es so eilig hat wegzukommen, auch noch über deine Schultasche stolpern, die du an der Tür stehen gelassen hast.«

Mein Gehirn arbeitet auf Hochtouren. Ist das irgendein Streich von den fiesen Kids an unserer Schule? Ich bin daran gewöhnt, draußen im Schulhof rumgeschubst zu werden, aber das hier wäre selbst für sie eine Steigerung. Plötzlich denke ich, dass Lydia vielleicht in eine der höheren Klassen geht und das Ganze ein abgekartetes Spiel ist. Gibt es vielleicht irgendwo eine versteckte Kamera? Sitzt Purcell in seinem Arbeitszimmer und lacht sich auf meine Kosten kaputt? Mir reicht's jetzt. Ich lasse mich nicht verarschen. Ich spüre, wie die altbekannte Wut in mir hochkommt, und springe auf, um zu gehen. Aber kurz vor der Tür höre ich es.

Klingelingeling.



»Graystone High School, Mary am Apparat. Wie kann ich Ihnen helfen?«

Ich mache auf dem Absatz kehrt und schaue Lydia an.

Sie lächelt und zwinkert mir zu.

Klopf, klopf, klopf.

Ich blicke hoch und sehe Billy Wainwright am Fenster, der mir die Zunge rausstreckt. »He, Billy«, höre ich Mr Purcell sagen, »geh sofort zurück in den Unterricht.«

Aber als Mr Purcell jetzt auch noch das Büro betritt und sagt: »Tut mir leid für die Störung. Lauter Chaoten hier«, bin ich wirklich platt.

»Mr Purcell«, klingt Marys Stimme durch den Gang, »das war gerade Ihre Frau am Telefon. Sie möchte wissen, ob Sie das Entwurmungsmittel für die Katze abgeholt haben. Und sie meinte, wenn die Katze Würmer hat, kann es sein, dass die ganze Familie auch welche hat, deshalb schauen Sie doch bitte auf dem Rückweg von der Schule in der Apotheke vorbei und besorgen ein Medikament, denn sie meint, das könnte Ihren juckenden Po von heute Morgen beim Frühstück erklären.«

Mr Purcell wird rötter als eine Tomate und Lydia hatte recht – ich genieße es wirklich. Er dreht sich um, stolpert über meine Tasche und landet krachend auf seinem offenbar juckenden Hinterteil. »Äh, lassen Sie sich nicht stören ... machen Sie einfach weiter!«, poltert er und stürzt zur Tür.

Einen Moment lang bin ich sprachlos. Ein Teil der verrückten Ereignisse, die sich gerade hier abgespielt haben, hätten erraten oder eben auch geplant sein können. Lydia könnte Billy dazu gebracht haben, den Gang hinunterzurennen. Sie hätte mit Mr Purcell absprechen können, dass er ins Büro kommt und sich entschuldigt. Aber dass er sich absichtlich vor



mir so blamiert? Auf gar keinen Fall. Das heißt aber, dass Lydia die Wahrheit sagt.

»Also ... bin ich nicht der Einzige, der Ereignisse vorher sieht?«, frage ich. »Das können andere auch?«

»Oh ja«, sagt Lydia sachlich. »Ich zum Beispiel habe Vorahnungen, seit ich ungefähr elf war. Sie fingen als Tagträume an – wie der, den du eben miterlebt hast. Ich habe schon heute Morgen jedes Detail von allem gesehen, was sich hier gerade abgespielt hat.« Sie macht eine Pause und sieht mich fest an. »Aber du kannst auch schlimme Dinge vorhersehen – Katastrophen –, nicht wahr, Felix?«

Bei der Erinnerung an den Unfall meiner Eltern zuckte ich zusammen und sehe wieder auf meine Füße, aber Lydia entschuldigt sich sofort.

»Es tut mir leid, Felix. Ich wollte dich nicht vor den Kopf stoßen. Ich wollte lediglich sagen, dass deine Fähigkeit, Ereignisse vorauszusehen, ungewöhnlich stark zu sein scheint. Das hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass du das jüngste Medium bist, das uns je begegnet ist.«

»Medium?«, frage ich. »Was ist das?«

»Das ist jemand, der Botschaften aus der Welt der Geister empfangen kann, ein Geistersprecher«, sagt Lydia so selbstverständlich, als ob sie mir erzählen würde, dass der Himmel blau ist.

»Aber ich dachte, viele Leute sehen Geister? Darüber hört man doch ständig Geschichten ...«

»Nur ein paar wenige können es wirklich«, sagt Lydia. »Vor allem Kinder. Vorschulkinder sind am ehesten mit der Geisterwelt verbunden, bevor ihre Gehirne durch den Alltag abgestumpft werden. Aber du bist anders, Felix.«



Ich sehe sie offenbar völlig verwirrt an, denn Lydia lacht und sagt: »Du bist anders, weil du Vorahnungen aus dem Jenseits empfangen kannst. Und das ist eine ganz und gar einzigartige Fähigkeit.«

Das muss ich erst mal sacken lassen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ein Unheilüberbringer sein möchte. »Ich hoffe, es ist in Ordnung, wenn ich das frage«, sage ich, »aber wie alt bist du eigentlich?«

»Siebzehn«, sagt sie lächelnd. »Zum Glück wirke ich ein bisschen älter und kann als Lehrerin durchgehen, sonst könnte ich nicht so problemlos als Talentsucherin arbeiten.«

»Als Talentsucherin? Was macht man da? Und warum bist du überhaupt hier und unterhältst dich mit mir?«

»Gut, dass du mich endlich fragst«, sagt Lydia. »Nimm deine Tasche und deine Jacke – wir fahren nach London.«



KAPITEL 3

Nach dem »Interview« hat Lydia meiner Grandma gesagt, dass sie glaube, meine Begabung läge in Bereichen, mit denen normale Schulen nichts anfangen könnten.

»Was meinen Sie denn da – so etwas mit Computern?«, hat Gran ein wenig verwirrt nachgefragt.

»So etwas in der Art.« Lydia hat gelächelt und mir heimlich zugezwinkert. Dann sagte sie, dass sie mich gerne zu einer Probestunde an die Schule mitnehmen würde, für die sie arbeite – die Sparkleton High School; die sei allerdings in London. Grandma war anfangs besorgt, aber als Lydia ihr erklärte, dass die Schule sich auf die Förderung der besonderen Begabungen jedes einzelnen Kindes konzentriere und nicht so strikt nach Lehrplan arbeite, wurde sie nachgiebiger. Und ich war sowieso begeistert – ich möchte nämlich unbedingt wissen, warum ich mit meinem verstorbenen Großvater sprechen kann, und ich habe das Gefühl, dass Lydia weiß, wie man mir helfen kann, das alles zu verstehen. Ich glaube, Grandma stimmte Lydias Vorschlag schließlich zu, weil ich so enthusiastisch war – aller-



dings mit der strikten Anweisung, sie regelmäßig auf dem Laufenden zu halten.

Die Zugfahrt von Bangor nach London dauerte eine Ewigkeit und auf dem Weg meinte Lydia, es sei am besten, in der Öffentlichkeit *nicht über besagtes Thema zu sprechen*. Auf der vierstündigen Fahrt unterhielten wir uns also hauptsächlich über unser Leben und unsere Hobbys. Wie sich rausstellte, sind wir beide große Fußballfans, aber Lydia ist Fan von Manchester City und ich von Manchester United, und Lydia meinte scherzend, dann könnten wir leider keine Freunde mehr sein.

Lydia kommt aus Moss Side, einem Innenstadtviertel von Manchester – und hat sich, genau wie ich, in der Schule schwergetan. Ich mag sie. Sie beruhigt mich. Bei ihr fühle ich mich zur Abwechslung mal wohl in meiner Haut. Lydia hat ADHS – die Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung – und sagt, dass die ihr Konzentrationsvermögen stark beeinträchtigt.

»Das bedeutet nämlich alles oder nichts«, erklärt sie mir, als wir die Straße entlanggehen, nachdem wir mit dem Taxi vom Bahnhof ins Zentrum von London gefahren sind. »Entweder bin ich 150-prozentig auf eine Sache konzentriert und kann an nichts anderes mehr denken oder ich kann nicht einmal den Gedanken ertragen, auch nur damit anzufangen. Früher haben mich die Lehrer immer wegen meiner Vergesslichkeit und Tagträumerei ausgeschimpft, aber inzwischen nenne ich diese Eigenschaften meine Superkraft. Da, wo wir jetzt hingehen, betrachtet man sie nämlich nicht als etwas Negatives. Man fördert sie sogar. Aber hier auf der Straße kann ich dir nicht so viel verraten.«

Vor einem alten Herrenhaus aus rotem Backstein in der



Nähe des St. James' Parks bleiben wir stehen. Es ist wunderschön. Deutlich kleiner als die anderen Gebäude in der Straße, aber total gepflegt. Es sieht aus wie ein Haus, das früher mal reichen Leuten in Zylinder, Frack und edlen Ballkleidern gehört haben könnte. Und eins weiß ich ganz sicher: Dieses Haus ist keine Schule. Kinder sind hier nirgendwo zu sehen und es wirkt auch eher wie ein Wohnhaus. Auf den Fensterbänken stehen zierliche Blumentöpfe und die roten Dachziegel glänzen und spiegeln die frühe Herbstsonne wie Glas.

Als wir auf den Eingang zugehen, wird Lydias Gesicht ernst. »Was ich dir jetzt erkläre, ist ganz ganz wichtig«, sagt sie. »Und es tut mir leid, dass ich dir so schnell so viel zumute, aber ich muss dich warnen – sobald du dieses Gebäude betrittst, darfst du keine der Informationen, die du dort erhältst, mit irgendjemandem teilen.« Sie sieht sich vorsichtig um und flüstert: »Am Empfang wird man dich auffordern, die Vereinbarung zur Wahrung von Staatsgeheimnissen zu unterschreiben.«

Meine Handflächen beginnen zu schwitzen. Was kann in diesem vornehmen Haus mitten in London schon so Ernstes geschehen?

»Felix«, sagt Lydia in beruhigendem Ton, weil sie mein Unbehagen spürt. »Ich hätte dich nicht mit hierhergenommen, wenn ich mir nicht absolut sicher wäre, dass dir das, was wir hier tun, helfen wird, dich und die Erfahrungen, die du bisher gemacht hast, besser zu verstehen. Und aufgrund deiner besonderen Fähigkeiten glaube ich, dass du bei unserer Arbeit absolut herausragend sein wirst.«

Ich kaue nervös auf der Innenseite meiner Wange. Was hat das alles zu bedeuten? Vielleicht sind in dem Haus ja Außer-



irdische! Wir befinden uns ziemlich in der Nähe der Parlamentsgebäude. Auf dem Weg hierher sind wir mit dem Taxi daran vorbeigekommen. Und ich habe mal gehört, dass die Regierung jede Menge Details über UFO-Sichtungen streng geheim hält. Vielleicht gehe ich gleich durch diese Tür und am Empfang sitzt ein leuchtend grüner Klecks mit achtundzwanzig Armen.

Trotzdem bin ich auch neugierig. Und jetzt, wo ich Zeuge gewesen bin, dass auch Lydia Visionen hat, möchte ich mehr darüber erfahren, was genau mir da immer passiert.

»Viel habe ich ja nicht zu verlieren, oder?«

Schnell tippe ich noch eine Nachricht an Grandma. Sind gut angekommen! Gehen jetzt gleich in die Schule. Meld mich später. Hab dich lieb xx

Lydia drückt auf einen Knopf an der Wand neben der Eingangstür und eine männliche Stimme antwortet höflich: *»Guten Tag, Verein der Teetassensammler. Wie kann ich Ihnen helfen?«*

»Hier ist Lydia Amaechi«, sagt Lydia. »Ich komme wegen der ... speziellen Teekannenlieferung.«

Verein der was? Ich glaub, ich träume. Oder schlimmer noch – vielleicht spielt mein Verstand mir einen Streich.

Lydia sieht wohl, dass ich etwas blass werde, denn sie sagt: »Felix, ich weiß, dass dir das alles komisch vorkommt, aber vertrau mir, okay?«

Ich schlucke. »Okay.«

Das Schloss der schweren Holztür klickt und wir werden in einen Empfangsraum vorgelassen, den ich nur als die Szenerie der Teeparty des verrückten Hutmachers aus »Alice im Wunderland« beschreiben kann. Hunderte von Teetassen hängen



an kleinen Haken von der Decke und stapeln sich in den vielen Regalen. Einige stehen auf Untertassen, andere sind wie Tiere geformt, manche sind gestreift und wieder andere haben die Form von Gesichtern.

»Hallo, kommt doch rein und schließt die Tür hinter euch. Ich bin Wilbert Williams.« Der Mann vor mir sitzt an einem riesigen Schreibtisch in Form einer Teetasse. Er trägt einen Anzug mit einem Muster aus lauter winzigen Teetassen und starrt mich an, als hätte er gerade ein Einhorn gesehen. »Es ist sooo schön, dich kennenzulernen.« Er kommt um den Schreibtisch herum und öffnet sein Jackett. »Darf ich euch eine Tasse Tee anbieten?«

Am Innenfutter seiner Jacke sind mehr Teebeutel befestigt, als ich zählen kann. »Wir haben hier die Geschmacksrichtungen English Breakfast, Darjeeling, Pfefferminz, Fruchtige Beere, Schokocreme-Toast, Gummibärenlucke, Lecker Zitronenbrötchen, Burger und Pommes, Sonntagsbraten, Fisch und Chips oder Chinesisches Festtagsessen ...«

Ich werfe Lydia einen verwirrten Blick zu, aber sie sagt: »Nur zu, die sind wirklich köstlich.«

»Danke«, sage ich zu Wilbert. »Dann nehme ich gerne einen Burger-und-Pommes-Tee.« Ich bin ein bisschen aufgeregt, immerhin werde ich jetzt gleich einen Tee mit Burger-und-Pommes-Geschmack probieren – und wenn ich ehrlich bin, grummelt mein Magen etwas bei der Vorstellung. Aber da Wilbert über die Teesorten, die ich kenne, so schnell hinweggegangen ist, wäre er bestimmt enttäuscht, wenn ich nicht eine der spannenderen Geschmacksrichtungen versuchen würde.

»Ausgezeichnete Wahl«, sagt er lächelnd und löst den Teebeutel von seiner Jacke. »Und jetzt such dir bitte noch einen



Becher aus.« Wilbert deutet um sich, und ich entscheide mich für eine Tasse in Kürbisform.

Er klatscht. »Wieder eine fabelhafte Entscheidung.« Er lässt den Teebeutel in den Becher fallen und gießt heißes Wasser darüber, bevor er ihn mir reicht. »Vorsicht, heiß. Solange er abkühlt, werde ich schon mal die Papiere holen.« Er geht hinter seinen Teetassen-Schreibtisch, nimmt eine Akte heraus, schlägt sie auf und reicht mir einen Stift mit Teetasse als Kappe zum Unterschreiben.

Ich stelle meinen Tee ab und will gerade nach dem Stift greifen, da hält Lydia mich an der Schulter zurück.

»Ich muss ganz sichergehen, dass du verstehst, worauf du dich hier einlässt«, sagt sie. »Und ich kann nicht oft genug betonen, wie wichtig es ist, dass alle Informationen in diesem Gebäude vertraulich bleiben. Wenn irgendetwas, das du tust, dazu führt, dass die Öffentlichkeit von unserer Arbeit erfährt, wirst du auf der Stelle hier rausgeworfen. Sobald du unterschrieben hast, musst du alles, was du erlebst, von jetzt an bis zu deinem Lebensende geheim halten.«

Ich zögere einen Moment lang. Das klingt ziemlich endgültig. »Wird meine Großmutter dabei irgendwie in Gefahr sein?«

»Absolut nicht«, sagt Lydia. »Aber du darfst ihr nicht von uns erzählen. Alles, was in diesem Gebäude passiert, bleibt auch in diesem Gebäude.«

Ich nehme den Stift in die Hand. Alles ist besser, als wieder an meine alte Schule zu gehen. Ich kritzele *Felix Green* ganz unten auf das Dokument und schon habe ich die Vereinbarung zur Wahrung von Staatsgeheimnissen unterschrieben.





KAPITEL 4

Lydia schiebt die Flügeltür auf, die zu einem Raum hinter Wilberts Schreibtisch führt. »Schön, dich an Bord zu haben!«, sagt Wilbert lächelnd. »Hier, nimm dir ein paar davon ...« Er bietet mir Marmeladenkekse an. »Was du dort drinnen sehen wirst, mag ... etwas überwältigend für dich sein. Manchen Neulingen wird davon sogar etwas schwindelig. Ein bisschen Zucker hilft da meistens. Ah, und vergiss deinen Tee nicht! Inzwischen müsste er abgekühlt sein. Lass ihn dir schmecken!«

Ich nehme den Teebecher in die eine Hand, mit der anderen verstaue ich die Kekse in meiner Hosentasche und dann betreten wir einen Bereich, der wie eine verlassene U-Bahn-Station aussieht. Die Wände sind mit cremefarbenen Fliesen und dunkelgrüner Einfassung verkleidet und vor uns befindet sich ein Drehkreuz. Lydia drückt mir einen Passierschein in die Hand, auf dem **Felix Green: Kometen-Anwärter** steht. Sie nimmt ihren eigenen Schein aus der Tasche und hängt sich das daran befestigte Trageband um den Hals. Lydia Amaechi: **Supernova** lese ich darauf.



»Einfach durchziehen«, sagt sie.

Ich mache es wie sie und ziehe meinen Passierschein durch das Lesegerät, während ich gegen das Rad des Drehkreuzes drücke, das mir beim Durchgehen einen Stoß in den Hintern versetzt. Wir durchqueren den U-Bahnhof und steigen eine Wendeltreppe hinab, Runde um Runde, hinab in eine unbekannte Tiefe, so tief, dass mir ganz schwindelig wird und der Tee in alle Richtungen schwappt.

Aber dann ruft Lydia: »Wir sind da«, und wir betreten einen Bahnsteig. Auf einem altmodischen, grün gekachelten Schild steht **Teetassen-Station, Linie Buckingham Palast**.

»Teetassen-Station? Linie Buckingham Palast?«, frage ich. »Moment mal ... sind wir hier in der Londoner U-Bahn?«

»Genau.« Lydia lächelt. »Aber der nächste Zug kommt erst in zehn Minuten. Setz dich doch und trink deinen Tee.«

Ich setze mich auf einen der sehr alt aussehenden Metallsitze, trinke den ersten Schluck und ... ein Geschmacksfeuerwerk explodiert in meinem Mund. Gegrilltes Hackfleisch, Burger-Brötchen, Käse, Essiggurken. Etwas Besseres habe ich noch nie getrunken! Lydia sieht mein verblüfftes Gesicht und lacht.

»Warte, bis du erst die Pommes probiert hast!«

Der Geschmack gesalzener, mit Essig besprenkelter Kartoffeln erwartet mich als Nächstes, und zwar genau so, wie ich sie am liebsten mag, mit einem Nachgeschmack von Tomatenketchup.

»Wow!«, sage ich.

»Ja, und da du jetzt eine unserer Teesorten probiert hast, kann ich dir auch etwas mehr darüber erzählen, was wir hier eigentlich tun.«



Lydia atmet tief durch und beginnt: »Die Welt, in der wir leben, also die Welt, die du kanntest, bevor du hierherkamst, ist nicht ganz so, wie sie scheint. Ich weiß, dass du dachtest, du wärst der Einzige, der Visionen hat ... und Geister sieht, aber andere haben sie auch, wie ich dir vorhin gezeigt habe.«

Ich runzele verwirrt die Stirn. »Aber wieso wissen nicht mehr Menschen davon, wenn es doch häufiger vorkommt?«

»Das tun sie ja«, sagt Lydia. »Aber es wird streng geheim gehalten. Sobald ein Kind echte Fähigkeiten zeigt – zehn oder mehr überzeugende Visionen, bevor es zwölf Jahre alt wird, lautet unsere Regel –, wird es den Talentsuchern gemeldet. Leuten wie mir. Wir sind so etwas wie magische Talentaufspürer. Kinder wie du sind nicht besonders schwer ausfindig zu machen, Felix – die Schulen werden nämlich ganz panisch, wenn plötzlich Schüler und Schülerinnen mit Fähigkeiten, an die sie nicht glauben oder die sie nicht verstehen, in ihren Klassenzimmern auftauchen. Dann fangen sie an, im Internet nach Hilfe zu suchen. Eine unserer Aufgaben ist es, die Angelegenheit zu verfolgen, und wenn die jeweilige Person so weit ist ... voilà! ..., dann tauche ich auf.«

»Zehn Visionen?«, frage ich. »Ich weiß nicht, ob ich so viele hatte.« Ich zähle sie an den Fingern ab und komme nur auf sieben.

»Sagen wir mal, bei dir habe ich eine kleine Ausnahme gemacht. Aber darauf komme ich gleich noch zu sprechen.«

Ich trinke wieder einen Schluck Tee. Verdammt, das Zeug ist wirklich gut. »Warum erklärt ihr den Schulen nicht einfach, dass es mehrere Kinder gibt, die das können?« Ich blicke zu Boden. »Vorahnungen zu haben, ist echt ätzend. Alle halten einen für den totalen Freak. Wenn die Leute wüssten, dass es



eine echte Fähigkeit ist, würden sie uns vielleicht ernst nehmen und ...«

»NEIN«, sagt Lydia so scharf, dass ich zusammenzucke. »Tut mir leid«, fügt sie schnell hinzu. »Aber wie ich vorhin schon betont habe, dürfen wir das niemandem sagen. Es ist eine Frage der nationalen Sicherheit.«

Mein Herz klopft so heftig wie noch nie. Worauf habe ich mich da nur eingelassen? Plötzlich kommt mir ein furchtbarer Gedanke – was, wenn ich hier bin, weil Grandad Jim mir nur schlimme Dinge mitteilt? Wenn man vorhat, mich irgendwo einzusperren und Experimente an mir durchzuführen? Ich stehe so hastig auf, dass mein Tee überschwappt. »Ich will doch nie, dass diese Sachen passieren, das schwöre ich – ich beeinflusse sie nicht und ich will auch niemandem schaden.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagt Lydia beruhigend. »Felix, wir haben dich hierhergeholt, weil wir glauben, dass du uns vielleicht helfen kannst.«

»W-wie soll ich euch denn helfen? Ich bin ein zwölfjähriger Junge, der kaum lesen, schreiben oder rechnen kann – ich bin kein James Bond!« Ich lasse mich wieder auf den Sitz sinken.

»Und den wollen wir auch gar nicht«, sagt Lydia. »Deine Fähigkeiten sind viel spezieller und einzigartiger. Deine Legasthenie bedeutet, dass dein Gehirn Probleme auf eine Weise erspürt, wie es bei anderen Menschen nicht der Fall ist. Und das heißt, dass du wahrscheinlich unglaublich gut bist in dem, was wir hier tun.« Sie macht eine Pause und sieht mir direkt in die Augen. »Hast du schon mal vom Geheimdienst für Zukünftiges gehört?«

Ich denke scharf nach. »Ich glaube nicht.«

»Perfekt. Denn das bedeutet, dass wir unseren Job hier gut



machen. In den Sechzigerjahren begann ein kleines Team von Psychologen und Journalisten, Vorahnungen wissenschaftlich zu erforschen – also die Fähigkeit, Dinge vorherzusehen, die sich in der Zukunft ereignen werden. In einer Zeitungsanzeige riefen sie Menschen mit Vorahnungen dazu auf, sich zu melden, und sammelten deren Aussagen. Das war der Anfang des Geheimdienstes für Zukünftiges.«

»Und was haben sie da rausgefunden?«, frage ich und trinke einen Schluck von meinem Burger-Tee.

»Na ja, anfangs nur jede Menge Schwachsinn. Sie mussten sich erst durch Berge von falschen Behauptungen und Ungenauigkeiten wühlen. Aber es waren auch ein paar Leute darunter, die immer wieder bewiesen, dass sie echte Fähigkeiten auf diesem Gebiet hatten. Je mehr Ereignisse sie prophezeiten, desto deutlicher wurde, dass es tatsächlich einige wenige Menschen gibt, die die Zukunft genau vorhersagen können.«

Ich höre Lydia mit offenem Mund zu.

»So sagten sie zum Beispiel einen Flugzeugabsturz mit- samt der exakten Anzahl von Menschen an Bord voraus. Sie prophezeiten ein schweres Zugunglück und sogar den Unfallort, nur wenige Tage bevor es passierte. Sie sahen große Überschwemmungen und einen Schiffbruch vorher – alle möglichen Katastrophen eben.«

Ein Schauer läuft mir über den Rücken. »Und warum hat niemand darauf reagiert? Man hätte doch Menschenleben retten können.«

»Aus dem gleichen Grund, weshalb in deiner Schule niemand auf deine Vorahnungen reagiert hat«, sagt Lydia. »Niemand hat ihnen geglaubt.«

»Und die Vorahnungen? Woher kamen die?«, frage ich. Ich



rutsche bis nach vorne auf die Stuhlkante und umklammere die Teetasse so fest, dass meine Fingerknöchel weiß hervortreten.

»Durch Träume. Die Leute, die diese Vorahnungen hatten, waren allesamt Traumweber«, sagt Lydia.

»Traumweber?«, frage ich.

»Menschen, die die Zukunft in ihren Träumen sehen können. Damals wurde der Magische Geheimdienst von niemandem wirklich ernst genommen. Doch dann beobachtete der Premierminister plötzlich mit Interesse, was sich dort tat. Als später der leitende Psychologe des Projekts starb, dachten alle, das Projekt wäre mit ihm gestorben.«

»Und jetzt sagst du mir gleich, dass das nicht passiert ist, oder?«

»Genau! Die Regierung hat erkannt, wie wichtig die Wahrsager für den Schutz des Landes sein könnten. Überleg mal: Wahrsager könnten dabei helfen, Auswirkungen von Naturkatastrophen zu bewältigen, oder Menschen davon abbringen, Banken auszurauben oder andere schwere Verbrechen zu begehen. Aber jetzt stell dir vor, die ganze Welt wüsste von dieser Fähigkeit und das Wissen der Seher würde in die falschen Hände geraten?«

Ich denke einen Moment nach. »Wenn Terroristen oder Verbrecher davon erfahren würden, könnte es katastrophal ausgehen ...«

»Genau«, sagt Lydia. »Es könnte extrem gefährlich werden. Und deshalb hat die Regierung eine geheime Abteilung eingerichtet, um nach Menschen mit diesen besonderen magischen Fähigkeiten zu suchen. Sie wollten Seher finden und sie anwerben. Aber bald schon stellten sie fest, dass die jungen



Leute, die zu uns kommen – Leute wie du, Felix, mit starken Vorahnungen –, angeleitet werden müssen. Sie brauchen eine Ausbildung. Bekommen sie die, entfalten sie noch weitaus größere Kräfte.«

Meine Augen müssen inzwischen so groß wie Teetassen sein. »Was meinst du damit, weitaus größere Kräfte? Bin ich hier vielleicht in Hogwarts gelandet?«

Lydia lacht kurz auf. »Na ja, Zauberstäbe oder Hexenkessel benutzen wir hier unten eher nicht. Aber wie fändest du es, wenn du bei uns lernen würdest, deine Träume herbeizurufen, um zu erfahren, was am nächsten Tag passieren wird? Wenn du sie sogar wahr werden lassen könntest? Oder wenn ich dir sagen würde, dass du bei uns ein äußerst lebendiges Jenseits kennenlernen wirst, eine Welt, in der Geister mit uns kommunizieren. Dass du den Sternenstaub am Himmel in ein Lebewesen verzaubern könntest? Und deine Vorahnungen vermutlich nur die Spitze deiner magischen Kräfte sind?«

Meine Gedanken rasen mit Tempo zweihundert, während ich versuche, alles zu begreifen, was Lydia sagt. »Ich würde wahrscheinlich sagen, dass es genauso verrückt klingt, wie ich mich in letzter Zeit gefühlt habe. Aber ich glaube, du willst auf was anderes hinaus.«

Lydia lächelt. »Wie du dir inzwischen vielleicht schon gedacht hast, ist die Story von der Sparkleton High School eine reine Tarngeschichte. Du befindest dich hier im Herzen einer streng geheimen magischen Regierungsabteilung, dem Geheimdienst für Zukünftiges. Wir beginnen früh mit der Ausbildung – die meisten Anwärter, die du hier kennenlernen wirst, sind zwischen zwölf und sechzehn. Der Unterricht findet in dem geheimen Tunnelnetz statt, das seit dem Zweiten



Weltkrieg unter der Stadt existiert. Viele der Stationen, die wir hier unten nutzen, wurden ursprünglich für den Postdienst gebaut, um die Kommunikation aufrechtzuerhalten, wenn Bomben auf die Stadt fielen. Die engeren Tunnel hat das Team des Magischen Verkehrssystems erheblich erweitert, um den Geheimdienst darin unterbringen zu können. Die Lehrerinnen und Lehrer, die du bald kennenlernen wirst, unterrichten die Schüler und schicken dem Premierminister täglich Mitteilungen über alle Vorahnungen. Wir sind so etwas wie ein streng geheimes nationales Sicherheitsteam.«

Mir schwirrt der Kopf bei dem Versuch, all diese Informationen zu verarbeiten.

Lydia lächelt. »Magie ist real. Geister sind real. Deine Vorahnungen sind real. Und wenn man bedenkt, wie stark deine Fähigkeit zur Geisterkommunikation ist – wie genau du durch die Botschaften deines Großvaters in die Zukunft sehen kannst –, dann haben wir meiner Meinung nach erst die Spitze einiger ziemlich beeindruckender magischer Fähigkeiten von dir gesehen.«

Schlagartig wird mir klar, dass ich ja vielleicht auch Mum und Dad begegnen könnte, wenn es stimmt, dass Geister hier unten so oft vorkommen. »Werde ich dann auch mit meinen Eltern sprechen können?«, platze ich mit pochendem Herzen heraus.

»Oh, Felix, nein. Tut mir so leid. Die meisten Geister sind frühestens fünfundzwanzig Jahre nach ihrem Tod reif genug, um zu spuken, und selbst das ist noch unglaublich selten.«

Ich kann nicht verbergen, wie weh mir das tut, und lasse die Schultern hängen.

»Tut mir wirklich sehr leid, Felix«, sagt Lydia noch mal.



»Ich kann mir nur vorstellen, wie du dich fühlen musst. Aber normalerweise sind Geister sogar hundert Jahre oder länger tot. Deshalb gibt es auch so viele Berichte über spukende Menschen in Kleidung aus vergangenen Jahrhunderten. Es ist erstaunlich, dass dein Großvater in so jungen Jahren spukt – das ist wirklich bemerkenswert. Und erklärt vielleicht auch, warum er telepathisch mit dir kommuniziert und nicht spricht. Er lernt eben sein Handwerk erst. Das ist auch einer der Gründe, weshalb ich dich zu uns geholt habe, bevor du die Zehn-Visionen-Regel erfüllt hast. Vielleicht hat dein Großvater uns etwas wirklich Wichtiges mitzuteilen. Falls er das tun sollte, müssen wir dich darauf vorbereiten.«

Ich sehe wohl sehr verwirrt aus, denn Lydia lacht. »Na komm«, sagt sie, als der Zug einfährt. »Es ist viel einfacher, dir alles zu zeigen, als davon zu erzählen. Auf geht's zur großen Runde durch die Magische Meile, den Sitz des Geheimdienstes für Zukünftiges.«

